

Wolfgang Imitdick
Erste Liebe
Oder:
Schillers ästhetische Briefe
kommen in der Gegenwart an

»Ich habe erkennen müssen, dass nur eine ganz kleine Minderheit noch in der Lage ist, die Bilder zu verstehen. Die Zeit erzieht zu abstrakten Begriffen. Auf der documenta habe ich erfahren, die meisten Menschen glauben Kunst verstandesmäßig begreifen zu müssen – die Erlebnisorgane sind vielen schon abgestorben. Es sollten Begriffe gebildet werden, die an dieser Bewusstseinslage anknüpfen, um über ganz andere Kraftzusammenhänge zu sprechen. Viele haben von Mystik gesprochen. Aber im Grunde genommen bin ich daran interessiert, auf ein Menschenbild zu sprechen zu kommen, das im herrschenden Wissenschaftsbegriff keinen Raum hat. Und dazu bedarf es der ästhetischen Erziehung des Menschen. Die isolierte Kunsterziehung muss abgeschafft werden. Das künstlerische Element ist generell in alle Fächer hineinzutragen, in die Muttersprache, Geographie, Mathematik, Turnen. Ich plädiere für ein Bewusstsein, dass es nach und nach keine andere Möglichkeit gibt, als dass die Menschen künstlerisch erzogen werden.«

Joseph Beuys in einem Interview mit Georg Jappe in der FAZ vom 13. Oktober 1972

Schiller war meine erste große philosophische Liebe. Ich begegnete ihm zwei, drei Semester nach Beginn meines Studiums. Gerade zur rechten Zeit, wie sich herausstellen sollte, denn zu lange schon, so schien es mir, wurden wir einer intellektuellen Trockenkur unterzogen. Statt lebendig und humorvoll, hartnäckig und kontrovers über das Leben und das Denken zu diskutieren, waren wir von dem Wissensbetrieb entweder so eingeschüchtert, dass wir nichts Eigenständiges mehr von uns gaben oder doch so aufgeblasen, dass wir viel intellektuellen Wind um uns verbreiteten - aber um das Leben, das spürte ich sehr schnell, ging es in diesen akademischen vier Wänden nicht.

Doch dann kam er und schlug laut und mit bedeutsamer Geste die Türe auf. Schlagartig waren wir wach. Mit festen Schritten trat er herein, trat vor die Tafel und fixierte uns mit einem klaren, wachen Blick. Hier war einer, der philosophisch sprach und doch das Leben meinte. Ein Feuerkopf, das verstanden wir sofort. Einer, der die Spröde der Vernunft und des Gedankens zur Genüge kannte und sie in seiner Sprache virtuos elastisch zu machen verstand. Schiller besaß, dessen war ich mir sicher, einen direkten Zugang zum Leben und hatte verstanden, dass wir enger bei uns selbst und im Leben bleiben müssten anstatt mit großer Geste die Probleme der Welt einzig in unseren Köpfen hin- und her zu drehen.

**Die Kraft dieses:
»Dennoch!«**

Es waren die ästhetischen Briefe, die ich damals mit heißem Kopf las und die ich mir nun, im Schiller-Jahr, wieder vorgenommen habe. Auch heute ist es wieder eine Liebe auf den ersten Blick. Heute, wo ich mehr weiß über jenen jungen schwäbischen Stürmer und Dränger, als der er mir, damals selbst im Sturm und Drang, erschien. Nun, wo ich vertrauter bin mit diesem bis zum Schluss aufgeladenen, energetischen, mitreissenden Mann, nun, wo ich auch die andere Seite seiner Lichtphilosophie, den Abgrund kenne, aus dem sie kam und an dem sie wohl zeitlebens entlanggestriffen ist, wird er mir vertrauter, näher, dieser Text.

War es ein Zufall, dass mich zwei, drei Jahre später dieses Denken an einen zeitgenössischen Künstler verwies, der ernst machte mit dem, was Schiller forderte? War es Zufall, dass ich, so erstaunlich dies vielleicht klingen mag, nach Schiller zunächst Joseph Beuys kennenlernte und durch diesen dann zu Rudolf Steiner kam?

Doch beginnen wir am Anfang. Ja, Schiller war, auch wenn man es den ästhetischen Briefen nicht anmerkte, durch den Tod gegangen, hatte den Tod erlebt. Nicht nur während der Zeit auf der Pflanzschule des Herzogs von Württemberg, nicht nur während seiner letzten zehn, zwölf Lebensjahre, in denen er mit eisernem Willen die ihn langsam zerstörende Krankheit bekämpfte, nein, auch immer wieder dazwischen, immer wieder diese Abstürze und Selbstzweifel, die er dann heroisch mit innerem Mut und innerer Kraft überwand. Was dieser Tod bedeutete, verstand ich damals nicht. Ich spürte nur die Kraft, die von diesem Denken ausging, die Kraft dieses: »Dennoch!«, das Schiller seinen Zeitgenossen entgegenrief. »Mensch, du

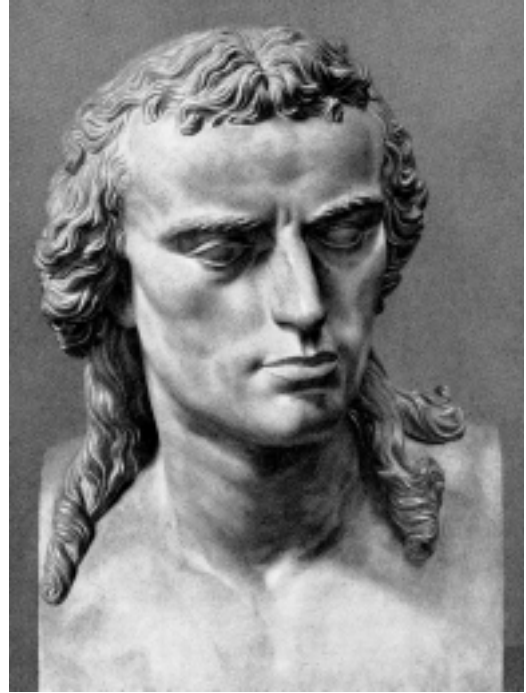
1 Friedrich Schiller, *Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen*. Zit. n. Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke*. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert, herausgegeben von Peter-André Alt, Albert Meier und Wolfgang Riedel. Bd. V, Erzählungen und theoretische Schriften. München 2004, S. 314 f.

hast die Fähigkeit zur Selbstbestimmung«, »du hast die Fähigkeit zur Überwindung deiner eigenen, auch inneren Schranken!« Das waren Posaunenklänge, das war die Aufforderung sich aufzurichten, auf die ich lange, ohne es zu wissen und sehnsüchtig gewartet hatte. Was man hier spürte war etwas, das Beuys nüchtern einen »Kraftzusammenhang« nannte.

Schiller hatte erkannt, dass der Mensch nicht ausschließlich ein naturbestimmtes Wesen ist. Die Natur - auch hier erleben wir wieder seinen Heroismus - ist für ihn so etwas wie eine »Bodenstation«, ein Anker für den menschlichen Geist, ein notwendiges Übel, dessen Gebrechlichkeit und Gefährdung er als Regimentsmedikus des Herzogs von Württemberg und dann später im Erleiden der eigenen Krankheit nur all zu oft hatte erfahren müssen. In seinem »Ver-

such über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen« beispielsweise kann man folgende Zeilen über die »Maschine« Mensch lesen: »Der allgemeine Tumult der Maschine, wenn die Krankheit mit offener Wut hervorbricht, gibt uns den redendsten Beweis von der erstaunlichen Abhängigkeit der Seele vom Körper an die Hand. Die aus tausend Schmerzgefühlen zusammengeronnene Empfindung des allgemeinen Umsturzes der Organe richtet im System ihrer geistigen Empfindungen eine fürchterliche Zerrüttung an. Die schrecklichsten Ideen leben wieder auf. [...] Die Seele scheint mit Fleiß nach allem zu haschen, was sie in noch tiefere Verfinsterung stürzt [...] und wie dieser tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maschine entsprungen ist, so hilft er rückwärts diese Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen.«¹

Der kranke Körper, nichts anderes sagt Schiller hier, macht auch unsere Seele krank. Die Natur bestimmt uns bis zu einem hohen Grade und wir sind ihr in letzter Instanz ausgeliefert, denn selbst im Angesicht des Todes unterliegen wir ihr. Nicht einmal die Euphorie der Nahtodeserlebnisse lässt Schiller als



*Friedrich Schiller,
10.11.1759-9.5.1805
Büste von Johann Heinrich
Dannecker, 1794/1805, 85
cm. Staatsgalerie Stuttgart*

einen Trost gelten. Sie ist die letzte Perfidie der »Maschine«, die der geschundenen Seele vorgaukelt, nun stoße sie die kranke, ungeliebte Hülle von sich ab und trete in ihr eigenes Element.²

Herzensbildung

2 Ebd. S. 316 »Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durchs Universum, so auch im Tode webet, die Harmonie des vergangenen Lebens und die Vorgefühle einer ewig glücklichen Zukunft breiten ein volles Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Toren und des Ungläubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen des Mechanismus umnachtet wird. Wenn auch unwillkürliche Schmerzen dem Christen und Weisen sich aufdrängen [...], so wird er selbst das Gefühl seiner zerfallenden Maschine in Wollust auflösen. [...] Eben diese ungewöhnliche Heiterkeit der tödlich Kranken hat mehrmalen auch eine physische Ursach zum Grunde und ist [...] bösartig. Die Nerven, welche während der Höhe des Fiebers auf das schärfste waren angefochten worden, haben itzt ihre Empfindlichkeit verloren, die entzündeten Teile, weiß man wohl, hören auf zu schmerzen, sobald sie brandig werden, aber es wäre ein unglücklicher Gedanke, sich Glück zu wünschen, dass die Entzündungsperiode nunmehr überstanden sei. [...] Die Seele befindet sich in der Illusion einer angenehmen Empfindung, weil sie einer lang anhaltenden schmerzhaften los ist.«

Das ist die eine, die trostlose, ernüchternde, hoffnungslose Seite. Aber, das sah Schiller auch, auf der anderen Seite stand unsere Fähigkeit, die Natur zu transzendieren. Hier standen Begriffe wie »Liebe«, »Freude«, »Erhabenheit«, »Schönheit«, »Freiheit«, »Mut«. Auf dem zerbrechlichen Fundament der Natur war etwas begründet, das größer war als sie, erhabener und das der menschlichen Existenz erst ihre Anmut und Würde verlieh. Das war es, das man bei Schiller erleben konnte: diese Freiheitsempfasse, die nicht nötig hatte, auf ein Jenseits zu bauen, das war es, was mich als jungen Mann berührte und inspirierte.

Und auch die Konsequenzen, die Schiller aus seinem Freiheitserlebnis zog, waren für mich einsichtig und konsequent. Freiheit, das konnte man bei Schiller erleben, hatte immer auch etwas mit Schönheit zu tun. Schönheit nicht in einem eingeschränkten, ästhetischen Sinne, sondern auch im Sinne moralischer Schönheit. Schönheit, das erkannte Schiller gerade im Angesicht der französischen Revolution sehr schnell, hatte auch etwas mit innerer Schönheit zu tun. So wie der Bildhauer am äußeren Werk arbeitet um die Schönheit in der Erscheinung zu schaffen, gab es gleichsam auch ein inneres Kunstwerk, das wir in uns selbst hervorbringen konnten und sollten. Eine innere Schönheit zu schaffen war das große Ziel, das sich Schiller als Volkspädagoge gesetzt hatte. Dies ist die eigentliche Triebfeder der »ästhetischen Briefe« die ich damals las. Dies war das Motiv, durch das er Geister wie Humboldt entscheidend prägte und auf diesem Wege tatsächlich einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das Bildungswesen des gerade angebrochenen neuen Jahrhunderts nahm.

Schiller hatte etwas erkannt, was man als Student damals in den Nachwirbeln der Stürme der Sechziger, in der Zeit der Terroristenverfolgung und der Zersplitterung der politischen Linken sehr gut nacherleben und nachempfinden konnte. Er hatte erlebt, dass der Verstand, wenn er mit uns durchging, zu einem Monstrum werden konnte und die Verstandesreligion, die ein knappes Jahrhundert später die Köpfe freiheitlich gesinnter Menschen eroberte, der Marxismus, eine Gefahr werden würde, würde er nicht einhergehen mit etwas, was Schiller

als Herzensbildung und innere Reifung und Gestaltung beschrieb. Schiller erlebte bereits an der französischen Revolution all die Gefahren, die ein »Klugheitsjahrhundert«, das kurz vor seinem Tode angebrochen war, heraufbeschwören würde. »Hebt die Vernunft den Naturstaat auf, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch notwendiges) Ideal von Gesellschaft.«³ Und gerade hierin sieht er die Gefahr.

Es sind die Zwänge des Verstandes – wie im übrigen auch die eines falsch verstandenen Moralismus – die Schiller intuitiv auf der einen Seite und sehr anschaulich am Beispiel der französischen Revolution erkannte und denen er mit seiner Philosophie der ästhetischen Bildung des Menschen bewusst entgegentrat. Der Verstand und die Moral, das hatte er erkannt, führen zur Verwüstung, wenn sie einseitig das Regiment im inneren Hause übernehmen. Wir trocknen innerlich aus und verursachen durch diese innere Armut und Leere verzweifelt äußere Aktivitäten, die aber, weil sie nicht wirklich an die äußere Wirklichkeit heranreichen, Zerstörung produzieren. Schiller erkennt sehr genau etwas, das man vielleicht als das Weltprinzip der Erkenntnis bezeichnen könnte: Ich muss der äußeren Welt mit einer aktiv gesteigerten inneren Welt entgetreten. Ich muss in mir die Keime des Lebens zur Entfaltung bringen um das, was mir im »Außen« begegnet, richtig schätzen und anerkennen zu können. Auch meine Handlungen werden erst dann auf eine fruchtbare lebensschaffende Weise auf diese Wirklichkeit einwirken können, wenn dieser »innere Mensch« in uns gefördert und »erzogen« wird. Die äußere Welt gibt mir immer nur das wieder, was ich ihr innerlich entgegenbringe. Sie ist wie ein »aktiver Spiegel«: Ich erkenne die Schönheit erst dann, wenn ich selbst innerlich schön geworden bin. Ich erkenne das Leid des anderen erst dann, wenn ich in ihm die Schönheit entdeckt habe und seine – meist unbewusste – Verzweiflung darüber erlebe, dass er selbst



Friedrich Schiller. Stich nach dem Gemälde von Anton Graff von 1786/91 (Baden-Württembergische Landesbibliothek)

³ Friedrich Schiller, *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*. Dritter Brief, ebd. V, 575